

Die magische Kraft eines gepflegten Streits

Redewettkampf in Tübingen – An britischen Unis gibt es „Debating Clubs“ seit mehr als 100 Jahren

Die Debating Clubs von Oxford und Cambridge haben einen legendären Ruf, mancher Staatsmann übte dort Ausdrucksvermögen. In Deutschland ist die Tradition des feinzüngigen Reden nach festen Regeln. Der erste Club wurde vor zehn Jahren in Tübingen gegründet.

Von Bernd Wahl

Zeitweise ist die Debatte für Fiona Gauggel ein wahrer Graus. „Seit sich mein Freund für die Endausscheidung im Redewettkampf qualifiziert hatte, gab es zu Hause kein anderes Thema mehr. Ständig kam er mit Argumenten und wollte, dass ich etwas dagegen sage“, klagt sie nach dem Finale. Doch für Badredin Abolmaali hat sich die Quengelei gelohnt. Für das silberne Mikrofon, die jährlich vergebene Trophäe des Seminars für allgemeine Rhetorik, für den besten Redner der Stadt, hat es zwar nicht gereicht, doch mit dem zweiten Platz ist er zufrieden.

Noch kurz nach seinem Schlussplädoyer gegen die kostenlose Abgabe von Medikamenten gegen Aids in Drittweltländern habe er eigentlich mit dem Schlimmsten gerechnet, gibt der Informatiker, der zur Zeit promoviert, zu. „Ich hatte gute Argumente, nur ich habe sie schlecht verpackt. Vor allem sprachliche Bilder fehlten“, analysiert er. Trotzdem fiel die Argumentation auf fruchtbaren Boden. Zusammen mit Stephan Bernard, dem Sieger des Wettbewerbs, bewegte er gut 20 Zuhörer dazu, ihre Meinung zu ändern. In der Schlussabstimmung votierten sie gegen ihre anfängliche Ansicht.

Ansgar Kemmann, einst Mitgründer des Tübinger Klubs, nennt dies den magischen Moment der Debatte. „Wenn man merkt, dass sich etwas bewegt und die Ausgangssituation verändert wird, hat sich die Diskussion gelohnt“, meint Kemmann. Mit dieser Idee entwarfen er und zwei Philosophiestudenten 1991 auch das Tübinger Modell, nach dem noch heute gestritten wird. „Nach Ab-

schaffung der Studentenparlamente fehlten an den Universitäten lange Zeit Foren für politische Themen. Das wollten wir mit der Debatte wieder schaffen. Es sollte endlich wieder eine Streitkultur geben“, sagt Kemmann, der heute selbst in Tübingen lehrt.

Viele Informationen, wie das zu schaffen sei, gab es nicht. So wurde das Regelwerk für das Tübinger Modell aus einem Zeitschriftenartikel über die Oxford Debating Union und der Geschäftsordnung des Bundestages gezimmert. Ausgangspunkt sei immer eine Frage, die klar mit Ja oder Nein beantwortet werden könne. „Für jeden der beiden Standpunkte argumentiert eine Gruppe. Neben einem Anfangs- und einem Schlussplädoyer wird auch auf Fragen und Kritik aus dem Publikum eingegangen“, erklärt der Gründer.

Das alles gehöre zur Oberflächendimension der Debatte, meint Kemmann. Wert legt er aber vor allem auf das, was darunter liegt: „Ein guter Streit wird durch andere Faktoren bestimmt. Meinungsrede gewinnt erst Farbe, wenn sie auf Widerspruch stößt“, meint er. Was nicht heißen soll, dass das Kolorit durch polemisches Abschießen des Gegners erreicht würde. „Das beobachtet man vor allem in der Politik häufig. Unser Ziel hingegen ist, dem Publikum den eigenen Standpunkt als attraktiveren zu verkaufen, ohne dem Gegner das Gesicht zu nehmen. Damit bleibt ein wesentlich größerer Spielraum“, sagt er.

Wie diese Taktiken wirken, wird in der alten Burse jeden Monat erprobt. Einmal im Jahr gar mit gesteigertem Publikumsinteresse: Beim Redewettkampf ist der Saal stets gut gefüllt. Geboten wird dann das komplette Spektrum der Redekunst. Während diesmal die Pro-Seite klassisch auf die Tränendrüse drückte, an Mitleid und Schuld appellierte und „Menschen, die sich nicht selbst helfen können“ mit Aids-Medikamenten zur Seite stehen wollte, konterte Gewinner Stephan Bernard von der Contra-Seite mit bissigen bis zynischen Argumenten: „Statt mit Religion ziehen wir jetzt mit Erkenntnissen der Wissenschaft in die Dritte Welt – westliche

Arroganz verbietet zu sehen, was man dort wirklich braucht“, plädierte der Jurist und legte dabei etliche Meter Weg auf dem Podium zurück.

Die rhetorische Trickkiste ist groß, und die Debattanten schöpfen daraus reichlich. Egal, ob mit viel Pathos am Gewissen gepupft, mit Zahlenkolonnen um Glaubwürdigkeit gerungen – oder ob das Symptom „Durchfall“ als ultimativer Vergleich für bekämpfenswerte Krankheiten erklärt wird. Auch ein Lacher hat, selbst bei ernstesten Themen, durchaus seine Berechtigung. Aber das nur, bis die Glocke schellt. Was die Redezeit angeht, gibt es keine Gnade.

„Ich sehe die Tübinger Debatte als Labor, in dem man mit der eigenen Sprachfertigkeit experimentieren kann“, sagt Ansgar Kemmann, der als Mentor des Klubs manchmal noch selbst aufs Podium steigt. Ein wenig Talent allerdings gehöre dazu, meint er. „Heute sind die Leute alle geil auf Schlüsselqualifikationen, da muss man fairerweise anmerken, dass die Debatte lediglich als Sprungbrett dienen kann“, sagt Kemmann und führt den grünen Landtagsabgeordneten Boris Palmer als Beispiel an. „Er kam ziemlich fit zur Debatte, hat sich hier aber noch ein ganzes Stück verbessert“, meint er.

Inzwischen hat die Tübinger Debatte bundesweit Schule gemacht. Nach Passau entstand auch in Berlin ein Klub. Neun weitere Initiativen mit ähnlichen Zielsetzungen wurden in den letzten Jahren unabhängig davon gegründet. „Seit zwei Jahren besteht auch ein wachsendes Interesse an Turnieren“, sagt Kemmann. Dem stellen sich auch die Mitglieder der Tübinger Debatte. Nach der Teilnahme an mehreren bundesweiten Turnieren ist man im Dezember aus Anlass des zehnjährigen Bestehens sogar Gastgeber für einen solchen Wettstreit. Allerdings wird dann nicht nach dem Tübinger Modell gestritten, sondern im British Parliamentary Style.

■ Mehr Infos: <http://homepages.uni-tuebingen.de/DEBATTE/> und www.debattierclubs.de



Traum eines jeden Redners: Gute Argumente finden, die Zuhörer überzeugen – und den ersten Platz beim Debattierwettbewerb gewinnen. Foto Grohe